



Illustrierte Monatschrift aus der Mission der Brüdergemeine.

3ehnter
Jahrgang.

Neue Folge: 5. Jahrgang.

Juli 1915.

Jährlich Mk. 1.20 einschl. Porto.

Was uns das Leben eines bewährten Missionars zu sagen hat.

Zur Erinnerung an Theodor Bourquin, früherem Präses unserer Labrador-Mission.

Ich will singen von der Gnade des Herrn
ewiglich. Pf. 89, 2.

Motto auf dem Lebensabriß von Th. Bourquin.

Das „Missionsblatt der Brüdergemeine“ hat im Februar des am 17. Dezember v. J. im 82. Lebensjahr heimgerufenen Missionsveteranen, eines Vaters der Eskimos, gebührend gedacht.

Aber auch den Lesern von „Kampf und Sieg“ dürfen wir nicht ganz vor-
enthalten, was Leben und Arbeit dieses Mannes uns zu sagen hat. Dieses jugendlich frische, für die Jugend eintretende Leben, dieses lichte, fröhliche Christentum, dieser demütige Missionsdienst des regen, interessierten, für das Deutschum begeisterten Mannes an einer westentlegenen Nordküste Amerikas, seine erfolgreiche Arbeit, die sich vor allem in seiner Eskimo-Grammatik verkörpert, all dies hat Missionsarbeitern und Missionsfreunden allerlei zu sagen.

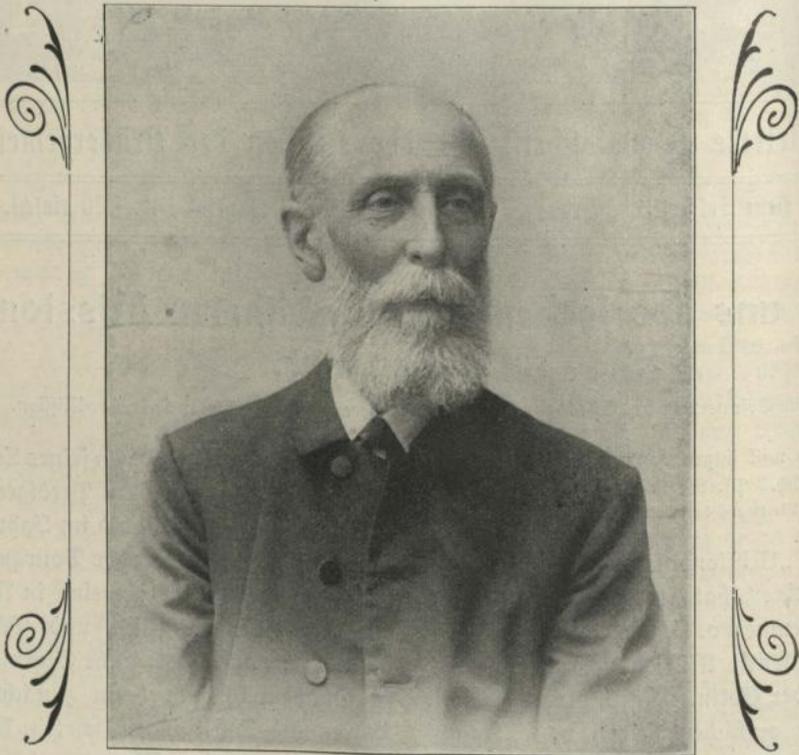
Zunächst kurz die Daten seines Lebensgangs! Als Sohn eines Predigers der Brüdergemeine in Lidland im Jahr 1833 geboren, durchlief Theodor Bourquin die Anstalten der Brüdergemeine in Niesky, Knabenerziehungsinstitut und Pädagogium, sowie das theologische Seminarium in Gnadenfeld, um dann zunächst als Lehrer und Institutgeistlicher in Niesky, später noch einige Monate als Hilfs-Prediger in Gnadenfrei tätig zu sein. In weiteren Kreisen ist er vor allem durch seine Förderung des Turnwesens in Niesky bekannt geworden, das er im Sinn des Gotteswortes leitete, das er über der 1861 von ihm erbauten Turnhalle anbringen ließ: „Preiset Gott an eurem Leibe und in eurem Geiste, welche sind Gottes.“ Auch als Dichter kraftvoller, tief empfundener Lieder trat er hervor. Eine Anzahl seiner Lieder finden sich in dem ersten Nieskyer Turn-

liederbuch. (S. S. 104). Mit dieser Turnerbegeisterung vereinigte sich in ihm eine warme Vaterlandsliebe und ein feiner Sinn für Reinerhaltung der deutschen Sprache.

Dieser vor anderen, zumal in jener Zeit, deutsch fühlende, mit dem Leben der heimatischen Kulturwelt aufs engste

Drucklegung seiner Eskimo-Grammatik beschäftigt, übernahm er 1890 das Amt eines Schriftführers der Unitätsdirektion, das er noch 17 Jahre mit großer Freude wahrnahm.

In den sieben Jahren der Ruhe, die er noch in Herrnhut verbringen durfte,



Theodor Bourquin †, früher Präses unserer Mission in Labrador.

verwachsene Mann folgte im Jahre 1862 einer Berufung in den Missionsdienst nach Labrador! Dort hat er, abgesehen von zwei in Hebron verbrachten Jahren und einem Erholungsurlaub in der Heimat fast ein Viertelsjahrhundert auf dem Missionsplatz Nain gelebt, von 1867 an als Präses des Missionswerks an jener Küste, bis er im Jahre 1889 nach Europa zurückkehrte. Noch mit

hat er Aufzeichnungen über sein Leben niedergeschrieben, die in den „Mitteilungen aus der Brüdergemeine“ (1915, Heft 4 und 5, Gnadau, Unitätsbuchhandlung) zum Abdruck gelangt sind und die einen trefflichen Einblick in den Lebensgang eines der Geistlichen und Missionare der Brüdergemeine gewähren, die ihr Leben in schlichter, treuer, erfolgreicher Gehorsams-Arbeit für den Herrn

verbracht haben und statt allen irdischen Ruhms nichts anderes sein wollten als „Diener des Herrn und der Gemeinde“.

Und nun rede der Entschlafene selbst zu uns. Auf seinem Lebenslauf lesen wir als Motto das Psalmwort: „Ich will singen von der Gnade des Herrn

Das Herz war frei für den Herrn, den ich schon bewußter mein nennen konnte. Ich konnte mich an ihn halten, mit ihm umgehen, ihn genießen in gar seligen Zeiten. Die Form, in der das alles vor sich ging, war die: Ich sprach mir aus: „Er ist mein, und ich bin



Ein Bethaus der Brüdergemeine in den Ostseeprovinzen, dem Geburtslande von Ch. Bourquin.

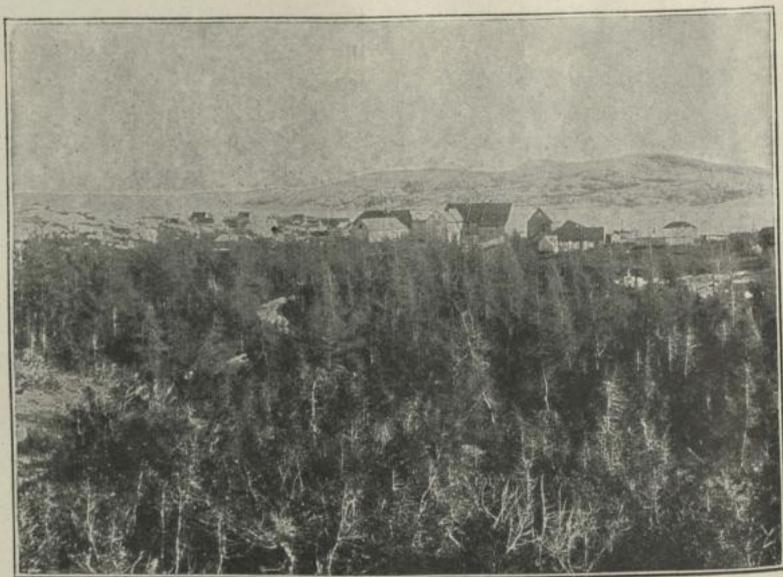
ewiglich.“ Das erinnert uns an das fröhliche Christentum, das ihm beschieden war, und in dessen Glanz und Frieden er seinen Weg durchs Leben wandern durfte. Er schreibt darüber schon nach dem zweiten Jahrzehnt seines Lebens: „Ich weiß eigentlich von keiner Zeit in meinem Leben zu reden, da ich den freien Zugang zu meinem Herrn und Heiland mir verschlossen gefühlt hätte.

sein;“ ich habe ihn wirklich. Ich brauche nichts zu tun, als bei ihm zu bleiben, wie er es seinen Jüngern anbefiehlt (Joh. 8, 31). Wie er sie, die doch so unverständig waren und zumal von seinem Kreuzestode noch garnichts verstanden, dann weiter leitete in alle Wahrheit, so wird er auch mich weiter führen, wird mir alles das von tieferer Sündenerkenntnis zu seiner Zeit geben, was und wie ich es bedarf. „Ich will

mich ja nicht kränken um das, was künftig ist; ich will von seinen Händen mich lassen drehn und wenden; gnug, daß er mir mein alles ist!“ Das war ein köstlicher Freundesumgang mit ihm, dem einigen Freunde! So blieb, als ich von unserem lieben Gnadenfeld schied. Dabei hat dann der Herr mich durch mancherlei Erfahrungen der Lehrerzeit

Der Gehorsam in der Führung des Herrn.

Wie sich der Entschlafene bei seiner Berufung zu dem Gebet: „Dein Wille geschehe“ hindurchrang, schildert er so: „Am 19. Dezember 1882 kam wie ein Blitz aus heiterem Himmel wieder ein Ruf, ein Ruf auf die Mission in Labrador! Ich fühlte mich wie gelähmt.



Hain in Labrador, langjähriger Wohnsitz des Missions-Präses und ersten deutschen Konsuls für Labrador Ch. Bourquin.

immer tiefer in die Demut geführt, in das: Wir nichts! und mir zumal in dem Sommer, ehe ich ins Pädagogium trat, eine Vorbereitung auf diese neue, höhere Stufe gerade darin gegeben, daß er mir die Seligkeit des gern niedrig und klein sein Wollens lebendiger zeigte. Und so ist es dann in den drei gesegneten Jahren meiner jetzigen Pädagogiumszeit äußerlich immer höher hinauf, innerlich immer mehr in das Nichts hineingegangen. Dabei immer neue Seligkeit im Umgang mit ihm, dem Freunde der Seele.

wie niedergeschmettert. Ich hatte das Gefühl, als ob ich auf einer schwachen Platte mich mühsam anklammernd auf weitem Meere umhergetrieben würde. Ich hatte mich nie im besonderen auf die Mission gewünscht, am wenigsten in die Eifeseinsamkeit Labradors. Nun stellte mich der Herr vor die ernste Frage, ob ich die Dienerwilligkeit, die ich ihm gelobt, beweisen wolle und bereit sei, mein eigenes Ich zu verleugnen. Und ernst sprach er in den Worten der Losung vom 10. März 1863, die ich

mir, als ich den Ruf erhalten, aufschlug, zu mir: Es ist niemand, so er verlässet Haus oder Brüder oder Schwestern, oder Vater oder Mutter — — um meinetwillen, der nicht hundertfältig empfangt jetzt in dieser Zeit Häuser und Brüder und Schwestern und Mütter und Kinder und Acker mit Verfolgungen, und in der zukünftigen Welt das ewige Leben. (Markus 10, 29. 30.) Dem Herrn mich weigern, das konnte ich nicht.

Antunft, Leben und Arbeit in Labrador

schildert Br. Bourquin kurz so: „Da waren wir nun in dem Lande, in dem wir 26 Jahre lang unseren Wirkungskreis finden sollten. Die Losung unsers Antunftstages, des 19. August, lautete: „Wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt und folget mir nach, der ist mein nicht wert.“ (Matth. 10, 38.) So willig und fröhlich wir nun auch in die ungewohnten Verhältnisse hinein gingen, so ist es doch nicht ausgeblieben, daß so manches uns schwer dünken konnte, doppelt schwer in der Abgeschlossenheit, — ich rede nicht bloß von der ersten Zeit, sondern von den ganzen folgenden Jahren. Nicht das war mir schwer, daß so manche äußere praktische Arbeit getan werden mußte. Nein, im Gegenteil: ich hatte nur meine Freude daran, mich in das Tischlern, Klempnern, Brotbacken, Ziegenbesorgen usw. etwas hineinzuarbeiten. Aber das wollte gar manches Mal das Gemüt bedrücken, daß die äußere Arbeit, wozu auch die Sorge in der Familie kam, einen so verhältnismäßig großen Raum einnehmen mußte den eigentlichen, geistlichen Amtsaufgaben gegenüber. Da habe ich mich immer wieder als Schüler in der Schule des

Herrn gefühlt und immer wieder neue Blicke in mein sündiges Herz getan, das sich so oft nicht beugen, sondern murren wollte. Aber doch konnte ich immer wieder bald den Herrn fassen und seines Wortes Hosea 2, 16 mich getrösten: „Ich will Israel in eine Wüste führen und daselbst freundlich mit ihm reden.“ Und in all diesen Erfahrungen und Verhältnissen hat mir je länger je mehr der Zinzendorfsche Vers in das Herz geklungen, tröstend und gegenseitig:

So wenig man verrichten kann,
Man tut doch gerne das,
Was er am liebsten hätte getan;
Und das heißt uns erst was.

Über den geistlichen Stand der Labradorgemeinen

äußert sich der Entschlafene in folgenden Worten:

Ich habe in all diesen Jahren gelernt, still und geduldig zu sein, auf die Hilfe des Herrn zu vertrauen und die Ruhe des Herzens in den mannigfachsten Vorkommnissen zu bewahren. Neben großer Schwachheit in sittlicher Beziehung herrschte bei unserem Eskimovölkchen viel geistliche Phrase, viel Mangel an voller Aufrichtigkeit, der sich z. B. darin zeigte, daß beim Bekennen von Sünden sehr häufig nur ein Teil, nicht aber die volle Wahrheit bekannt wurde! Aber mir wird das Herz heute noch warm, wenn ich dem gegenüber der Fälle denke, wo Gottes Gnade wahrhaftig sichtlich wirksam war, wo aufrichtige Liebe zum Heiland an den Tag trat und ein Leben in ihm sich offenbarte. Mit wie gar manchem, zumal auch von den Nationalhelfern, — und zwar nicht bloß in Nain, habe ich mich innerlichst verbunden

geföhlt. Und im Lauf der schnell dahinfließenden Jahre habe ich es doch sehen und verfolgen können, wie der Geist Gottes mit seiner umschaffenden Kraft an gar manchen Herzen arbeitete. Dabei muß ich auch aussprechen, wie ich mich auch 3. B. an den Sterbelagern unserer Leute so tief erbaut habe und beschämt worden bin durch die Freudigkeit, mit der so viele der himmlischen Seligkeit entgegenzahn. Ich habe nur wünschen können, dereinst auch mit solch kindlich getroster Glaubenseinfalt heimgehen zu dürfen. Verschweigen kann ich ja nicht, daß die Eskimos ihrer Naturanlage nach überhaupt diesen letzten Schritt aus dem Leben in den Tod mit einer, wie einem dünken will, manchmal etwas stumpfen Ergebenheit tun, und dann auch auf die Gnade Gottes schnell, ohne weiteres

Bedenken vertrauen. Es hat mir da wohl auch geschienen, daß manchmal zu schnell über die Sünde hinweggegangen, zu schnell auf die Gnade gefußt wurde. Aber — zumal im Blick auf mich selbst und meine Erfahrungen, — ich habe mich nie entschließen können, in solchen Augenblicken irgendwie etwas zu äußern, was etwa ein Unlaß hätte sein können, der armen scheidenden Seele den freiesten Zugang zu der Gnade des Heilands zu verschließen.“

Wir können dem Herrn nicht dankbar genug sein, daß er dem Missionswert unserer Kirche noch immer solche Männer schenkt, die bei der Arbeit an sich und an anderen sich durch die tiefsten Beweggründe und durch die höchsten Ideale leiten lassen. Möchte die Zahl derer nicht aussterben, die es ihnen nachtun!



Ein Friedenstag im Kriege.

Kindermissionsfest in Posen.

Von P. Moths, Missionar aus dem Kaffernland.

Im Anschluß an die diesjährige Missionskonferenz in Posen wurde dort auch ein Kindermissionsfest gefeiert. Man kennt ja die große feste Stadt Posen an der Ostgrenze unseres Vaterlandes. Eine schöne Stadt, dies Posen, besonders im Frühlingschmuck und mit den Reitercharen, die es durchzogen.

Ich wohnte gegenüber dem neuen königlichen Schlosse. Es ist ein richtiger Burgbau, mächtig, fast drohend anzuschauen. Hindenburg hat neulich darin gerastet. Das Einzige, was einem die Gebäude menschlich näher bringt, ist die Turmuhr, die mit fast väterlicher Stimme den Menschen die Stunde zuruft.

Der letzte Tag der Missionsveranstaltungen war der schönste. Es war ein Mittwoch, dessen Nachmittag den Kindern galt. 700 bis 800 Sonntagschulkinder waren nach der Kreuzkirche gepflegt. Sie kamen aus allen Stadtteilen, geführt von den Sonntagsschulhelferinnen. Die 120 jährige Kreuzkirche, das älteste evangelische Gotteshaus Posens, ist ein schöner Rundbau. Drinnen führen zwei Emporen ringsum, überall sieht man reichen Holzschmuck, alles ist in Weiß und Gold gehalten. Die Mitte des Fußbodens zeigt ein weißes Kreuz aus Steinfliesen.

Es war eine Freude, die vielen Kinder festlich gekleidet im Gotteshaus

vor sich zu haben, und eine schwere Arbeit für die Damen und die Pastoren, sie alle richtig unterzubringen.

Die Feier begann. Die Kinder sangen, Knaben und Mädchen abwechselnd: Großer Gott, wir loben dich. Herr Superintendent Stämmler setzte ein mit Spruch, Gebet und Schriftlesung. Dann gab ich einen Bericht über die Kaffernmission der Brüdergemeinde an der Hand des Jesuswortes: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht.“ Es wird ja gerade den heidnischen Kaffernkindern oft von ihren Eltern so nachdrücklich gewehrt, zu Jesu zu kommen. Wir dagegen haben es so leicht und erfahren so viel Hilfe von lieben Menschen, daß man meinen könnte, dies Wort passe gar nicht mehr in unsere Zeit. — Große Freude bereitete es den Kindern, kaffrische Puppentücher, die Abzeichen der Kafferndoktoren, und anderen kaffrischen Schmuck zu sehen.

Nach der Ansprache trat ich vor den Altar. Da erhob sich die ganze Jugendschar und sang mir, zugleich im Gedächtnis an alle Missionare, den lieblichen Segensvers: „Zieht in Frieden eure Pfade!“

Diese Posener Kinder aber hatten nicht nur Worte und Lieder, sondern auch eine Festgabe. Sie wollten nicht nur hören, sondern auch etwas tun. Es lösten sich aus der Menge zwei schmutzige Mädchen. Hildegard Trinks und Elisabeth Rosenblum sind ihre Namen. Und nun trug die eine von ihnen, Hildegard, mutig und ausdrucksvoll folgendes Festgedicht vor, welches Herr Generalsuperintendent D. Blau für diese Feier freundlichst verfaßt hatte:

Wir können nicht im Kriegesbrand
Wie Väter und Brüder streiten,
Wir können nur mit Herz und Hand,
Betend und opfernd für's Vaterland,
Zum Siege sie begleiten.

Und kämpft man in ferner Heidenwelt
Des großen Gottes Kriege,
Und stirbt auch sonst manch tapfrer Held
Und schreitet dort auch durch's weite Feld
Der Herr von Sieg zu Siege —

Wir können nicht mitzieh'n hinaus,
Den Heiden vom Herrn zu sagen. [Haus
Wir können nur betend und opfernd zu
Den Gottesstreitern im heiligen Strauß
Die Wehr und die Waffen tragen.

So bringen wir heut unsere Gaben dar.
Nehmt hin die heilige Steuer,
Wir legen sie auf des Herrn Altar
Als Friedensopfer im Kriegesjahr.
Umgebe sie heiliges Feuer!

Und was wir geopfert und was wir
Zum Segen möge es werden. [erleht,
Gott reise die Ernte, die Liebe gesät,
Er weihe die Gaben, er hör' das Gebet.
Dann wird noch: „Friede auf Erden!“

Während Hildegard so sprach, hatte Elisabeth — die ganze Zeit über — einen großen, schweren, schwarzen Beutel, mit silbernen Kreuzen verziert, auf ihrem Knie gehalten. Das war ein Geldsack mit 140 Mk. 5 Pf. Inhalt. Diese große Summe hatten alle jene Kinder gesammelt, diese Festgabe wurde nun mir für unsere Mission überreicht. Was für eine liebe Pflicht war es da, den Kindern für ihre Missionsliebe, die sich in ihrer Aufmerksamkeit und ihrer Festgabe kundgetan, so recht von Herzen zu danken. Zugleich ermunterte ich sie, in

solchem Eifer für das große Werk des Herrn nicht zu ermüden. Diese Liebe wird auch nach dem Kriege, ja dann erst recht, nötig sein, damit das siegreiche deutsche Volk in allen Kreisen die ihm zufallenden größeren Missionspflichten erkenne und übe. Aus missionsfreundlichen Kindern müssen missionseifrige Männer und Frauen werden, gute Soldaten des Herrn.

Bei dieser Feier hat man's gern, wenn auch der Missionar in gereimter Rede spricht. Da ich selber keine Verse machen konnte, grüßte ich das junge Volk zum Abschied mit dem Lied von der „ewigen Jugend“, wie es unser kürzlich heimgerufener Missionsveteran, der frühere Präses unserer Labradormission Br. Th. Bourquin, gedichtet hat:

Es fliehet schnell von hinnen
Der Jugend goldne Zeit!
Es muß gar viel zerrinnen,
Was unser Herz erfreut!
Doch sage: was kann halten
Das Herz dir ewig jung?
Was läßt dir nicht erkalten
Der Jugend frischen Schwung?

Wenn tief im Herzensgrunde
Uns steht der Gottesherd,
Und da zu jeder Stunde
Sich unsre Flamme nährt:
Das gibt das freudige Leben,
Das Leib und Geist durchwallt;
Das hält uns frisch das Streben,
Ob wir auch noch so alt! . . .

Und dann wirfst in dem Trachten
Des Lebens, ernst und hart,
Du nimmermehr verachten
Der Jugend frohe Art.
Es grüßt in stiller Stunde
Dich die Erinnerung,
Es bleibt im tiefsten Grunde
Das Herz dir frisch und jung!

Die Flamme auf dem Gottesherde
in eigenen Herzen ist ja das einzige
Feuer, welches auch in der Missions-
sache Recht und Erfolg hat.

Und damit freundliche Grüße hinüber
zu all den Posener jugendlichen Missions-
freunden. Oft und gern werde ich an
sie und das ganze Posener Friedensfest
im Kriege zurückdenken.

Mehr Licht!

Eine Skizze aus dem Arbeits-Leben eines heimatlichen Missionsvertreters.

Von Br. H. Weiß in Zeist.

An anschaulich schildert Br. Weiß allerhand widrige Erlebnisse, wie sie einem Missionsreisenden passieren. Es ist vielleicht nicht unrecht, wenn solche Dinge einmal bekannt werden. Vor allem aber: Möchte sich mancher Pastor und Vereinsleiter durch diese kleine Skizze daran erinnern lassen, daß die gegenwärtige Kriegszeit zur Veranstal-

tung von Missionsvortragsabenden und Missionsfesten nicht nur nicht ungeeignet, sondern erfahrungsgemäß vielfach besser geeignet ist, als manche laue Friedenszeit. — Br. Weiß schreibt:

Wir waren bereits einige Tage in Zeeland auf der Insel Walcheren umhergezogen, hatten auf und unter der Kanzel Missionsarbeit getan, alte Freundschaften

erneuert und neue Freundschaftsbündnisse geschlossen. Nun ging die Sturm- und Regenwoche ihrem Ende entgegen. Nicht weit von A. hielt die Straßenbahn auf freiem Felde. Da standen wir in Sturm und Regen.

Die Insel Walcheren ist schön, wenn der Sommer mit verschwenderischer Pracht seinen Segen über das Land austreut. Ich habe die Insel vor zwei

Heute zeigte die Insel ein finsternes Gesicht. Bleigrau wälzten sich die Sturmwolken vom Nordseestrand über die Dünen. Duster lag die Winterlandschaft im Halbdunkel vor uns. In der Ferne hörte man Kanonendonner. Bei klarem Wetter hätte man von den Dünen aus mit einem guten Fernrohr das Aufblitzen der schweren englischen Schiffsgeschütze sehen können. Wunder-



Br. Weiß und Blijd im Park der Königin von Holland nach ihrem Empfang durch die Königin, Juli 1913.

Jahren besucht. Damals fuhren der schwarze Bruder Blijd aus Suriname und der weiße Bruder Weiß (s. Bild) im offenen Wagen durch die blühende Sommerlandschaft; und wenn die Bewunderung und Anerkennung der Leute, welche zu unserem Wagensitz hinauf grüßten, auch in erster Linie meinem schwarzen Kollegen galt, der soeben auf einem Missionsfest gesprochen hatte, so fiel doch ein schwacher Schimmer des Glanzes auch auf meine Wenigkeit. Heute war es anders.

habe Gegenätze. Dort an der belgischen Küste kämpfen Völker um ihre Existenz, hageln Menschen einander tot mit Blei und Eisen, während ungefähr hundert Kilometer davon zwei kleine Menschenkinder gegen Sturm und Regen kämpfen. Wozu? Um in einem kleinen Dorf den Leuten von einem kleinen unbedeutenden Negervölklein, das weit, weit von hier wohnt, zu erzählen.

Es war bitter kalt. Aber der Regen, der trotz der Kälte nicht die Fähigkeit hatte, sich zu Schnee zu verdichten,

peitschte uns ins Gesicht. Ich kann nicht sagen, daß in diesem Augenblick meine Begeisterung für die Mission so besonders groß gewesen wäre. Die meisten Menschen sehen die Missionsarbeit draußen auf den Missionsfeldern fast immer nur im Märchenzauber und finden es ganz angenehm, sich bei einem deutschen Missionsfest bei Kaffee und Kuchen etwas von der Mission erzählen zu lassen. Über die heimatische Missionsarbeit denkt man vielleicht ein wenig anders, aber man findet es doch auch da recht schön und ist froh, wenn man in der warmen Stube sitzen und die Werbearbeit anderen überlassen kann. Keinem Missionsfreund soll man ob dieser Gedanken zürnen, soll es aber auch denen, die in der Arbeit stehen, nicht all zu schwer anrechnen, wenn sie Augenblicke durchleben, wo der Idealismus für die Mission ein wenig ins Wanken gerät.

Auf einem Feldweg kämpften wir beide, um unser Ziel zu erreichen, das kleine Dorf, das vor uns lag.

Bei einer Pfarrers-Witwe und ihrer Tochter fanden wir ein Unterkommen. Alte Bekannte, die alles taten, um es uns angenehm zu machen. Dann gings in das Vereinslokal. Eben brachte ein Bauernbursche aus dem Dorf, in welchem wir am Abend zuvor einen Vortrag gehalten hatten, die bewußten Reklamelisten an. Als Beförderungsmittel hatte diesmal ein Hundekarren gedient.

Das Bündel Stöcke hatte aber der Jüngling in seinem Heimatdorfe stehen lassen? Das war die erste Verlegenheit. In zwei Stunden sollte der Vortrag beginnen. In zwei Stunden aber konnte der junge Mann von dort nicht wieder zurück sein. Wir waren noch am Überlegen, was zu tun sei, als ein Bauer

aus demselben Dorf mit den Stangen ankam! Aus dieser Not war uns also geholfen.

Weit schlimmer war die Entdeckung, daß der Verschluß der „Bombe“ — mit welch zärtlichem Namen wir die Sauerstoff-Flasche belegen — leck geworden war. Wo jetzt in dieser kurzen Zeit Sauerstoff herbekommen? Bis zur nächsten Stadt waren es vierzig Minuten, aber dann war es doch noch sehr die Frage, ob dort Sauerstoff, so wie wir ihn nötig hatten, zu bekommen sein würde. Aber der Ingenieur eilt hinaus in die Nacht und begibt sich auf Jagd nach Sauerstoff.

Schon hat er sich reisefertig gemacht, da, ein furchtbarer Knall. Der Zimmermann, der eben daran ist, einen Kronleuchter, welcher uns im Wege ist, zu entfernen, sagt ganz trocken: „Das wird wohl wieder eine Mine sein; das ist eben der Krieg!“ und während wir noch miteinander darüber reden, kommt ein anderer und bittet, der Zimmermann möchte doch kommen und ein paar neue Scheiben einsetzen, die wären bei der Explosion in Stücke gegangen. Das vollzog sich aber alles so gemüthlich, als wenn das jeden Tag passierte. Ja der Holländer regt sich nicht so schnell auf und läßt sich nicht so schnell aus seiner Fassung bringen.

Inzwischen irrt mein Reisegefährte durch die Straßen von S. und sucht Sauerstoff. Er wird von einem zum andern geschickt. Schließlich landet er an der Pforte des Gymnasiums, erhält aber von dem Bedienten den niederschmetternden Bericht, daß ohne Zustimmung des Rektors derartige Sauerstoff-Bomben nie und vor allem nicht jetzt in dieser Kriegszeit verabreicht

werden dürsten. „Wo wohnt denn der Rektor?“ fragt mein Vetter. „Gerade am anderen Ende der Stadt“, ist die Antwort. Wieder gehts hinaus in den Regen, 6 Uhr ist es schon lange vorbei und um 7 Uhr soll der Vortrag beginnen. Erst scheint der Rektor nicht zu wollen, aber die vier Worte: Weiß, Suriname, Brüdergemeine, Zeist machen ihn willig. Gott sei Dank, wir haben noch Kredit im Lande.

Der Weg durch die Stadt zum Gymnasium wird dem Sauerstoffsucher bitter schwer. Mittagessen hat es heute noch nicht gegeben. Er ist naß bis auf die Haut und nun noch Hunger leiden. — Fünf Minuten vor 7 Uhr steht die Sauerstoff-Flasche im Saal. Vor der Kanzel ist das Tuch gespannt, und

oben auf der Kanzel, die durch das Tuch verdeckt wird, sitzt E. Weiß.

Es war ein dunkler Tag gewesen, und fast wäre trotz aller Anstrengung der Vortrags-Abend mißglückt. Die Lichtbilder waren ebenso verschwommen, wie der ganze graue, sonnenlose Wintertag. „Mehr Licht!“ rief ich in den Saal. „Erst Geld!“ erhielt ich zur Antwort. Ein Geldstück flog in den Gasapparat, und nun ward es Licht.

Ja wenn Menschen sich Licht kaufen könnten in dunklen Tagen, in Sturm- und Regenwochen, sie würden es tun. Wenn wir Licht kaufen könnten in Stunden, wo es dunkel ist in der Seele, wir würden es zu erlangen wissen.

Warum nicht hin zu dem, der Licht und Leben ist?



Ein Besuch in Coronie, dem gelobten Land von Suriname.

Nach Mitteilungen des Bruders H. Weiß von seinem Besuch in Coronie im Juni 1914.



An einem Montag Nachmittags stach der Küstenfahrer von Paramaribo aus in See. Mit Br.

Weiß führen der stellvertretende Geschäftsinspektor Br. Glitsch und Br. Paul Hellström. Auch war der römische Bischof mit zwei Begleitern unter den Fahrgästen. Solch eine Küstenfahrt ist selten angenehm. Die Reise nach Albina im Osten und Nickerie im Westen hatte mich das gelehrt; aber da

ich nicht seekrank werde, war mir's bisher immer gelungen, die schönen Seiten der Fahrt zu entdecken. Das Wetter war gut. Gegen Abend zog ein schweres Gewitter die Küste entlang; Blitz auf Blitz zuckte aus dem schwarzen zerrissenen Gewölk hernieder und beleuchtete den Küstenstreifen in der Ferne, dumpf grollte der Donner. Nachts $\frac{1}{2}$ 12 Uhr kam das Küstenlicht von Nickerie in Sicht. Der Kapitän fuhr, soweit es ihm der dicke Modder erlaubte, an die Küste heran, bis der Kasten fest saß. Dann wurde der Unter ausgeworfen. Der Küste sind hier große Modderbänke vorgelagert, die

es dem Schiff unmöglich machen, dicht an Land zu fahren. Ich hatte Gelegenheit, noch selbst etwas von der vielbesprochenen Landungsherrlichkeit zu kosten.

Dunkel war die Nacht, nur dann und wann ein Blüßstrahl, der die braungelben Gewässer und die Wälder vor uns im Lichte zeigte. Das Schiff wird im seichten Fahrwasser hin und her ge-

geht über dieser Arbeit dahin. Dann hieß es: Passagiere einsteigen. Der Bischof und sein Gefolge zeigen vornehme Zurückhaltung, denn für sie ist ein eigenes Boot gemietet. Ich bin der erste, der das Schiff verläßt. In dem Augenblick, wo das Fischerboot durch die Wellen hochgehoben wird, so daß es dem Deck unseres Schiffes fast gleich kommt, wage ich den Sprung. Br. Hellström und



Palmen auf der Straße in Paramaribo, Suriname.

worfen, der Regen rauscht in Strömen hernieder; es gilt geduldig zu warten, bis wir abgeholt werden. Endlich taucht in der Ferne ein schwankendes Licht auf, das sich uns nähert. Ein Fischerboot ist es von beträchtlicher Länge, das am Steuerbord anlegt. Das große Fahrzeug wird hin und her geworfen und schlägt in regelmäßigen Zwischenräumen gegen die Wandung unseres Schiffes. Erst geht es an das Ausladen. Die für Paramaribo bestimmten Güter werden erst an Bord gebracht. Wohl eine Stunde

Glitsch folgen. Den Frauen erscheint die Sache bedenklich; die Matrosen aber helfen; ohne Geschrei geht es nicht ab; weinende Kinder werden den klagenden Müttern ins Boot gereicht. Wenn das bei gutem Wetter so zugeht, wie mag es sein, wenn die Wellen hoch gehen und die Brandung über Deck schlägt! Endlich ist alles drin: Kisten, Koffer, Bündel, Früchte, Menschen; dicht gepackt sitzt man neben- und übereinander, und jetzt beginnt die schon vielbesprochene Nachtfahrt.

Der Wind ist günstig, und die Segel werden aufgezo-gen. Wehe, wenn wir beim Fallen des Wassers im Schlamm stecken bleiben und auf die nächste Flut warten müssen. Da kommt das bischöfliche Boot vorbei, mit Blumen ist es geschmückt, wovon wir bei dem unsichern Schein der Bootslaternen ein wenig sehen. Nach einer guten halben Stunde haben wir die Mündung des Kanals erreicht. Langsam schleicht nun das Boot durch das Kanalwasser zwischen niedrigem Gesträuch dahin. Alles ist angeschwemmtes Land. Dann und wann läßt ein Nachtvogel sein langgezogenes Klagesied ertönen. Wir haben unsre langen Moskitoschleier heruntergezogen, das hindert aber die kleinen Stechfliegen nicht, auch durch den Schleier uns wehe zu tun; jeder Stich brennt wie Feuer. Nur wir drei haben Schleier, die Schleierlosen suchen sich durch Klappen mit den Händen ihrer Haut zu wehren; die Mütter suchen die schreienden Kinder zu beruhigen, was aber schlecht glücken will. Einige liegen über die Wandung gebeugt und sind seetrank. Die Bootsleute beginnen nun den Kampf mit den Moskiten und Vampiren. In einem großen eisernen Topf wird der Bast der Kokosnuß in Brand gesteckt. Der heiße Rauch steigt uns in die Nase, hält aber die Moskiten etwas ab. Der Kanal wird schmaler, das Boot fährt immer langsamer, wir wissen kaum, ob wir noch vorwärts kommen; und so ziehen wir es vor, ihm Lebewohl zu sagen und zu Fuß unsern Weg fortzusetzen.

Um 4 Uhr ist Totness erreicht. Das gastfreie Haus der Geschw. Voland erfreut sich im Geschwisterkreise einer besonderen Wertschätzung; hier hat unsre

Missionsfirma eine Filiale errichtet, deren Leiter Br. Voland ist. Auch ist hier seit einigen Jahren eine Zweiggemeine von Salem, der Muttergemeine des Coronie-Distrikts, eingerichtet. Ehe die Firma sich hier niederließ, war es für die nächstlicherweile hier ankommenden Geschwister, die nach Salem wollten, ein mißliches Ding. Entweder mußten sie auf den bestellten Wagen von Salem warten oder in dunkler Nacht dorthin zu Fuß wandern. Für uns hatten Volands gesorgt. Viel Schlaf freilich kam in unsre Augen nicht, und um 7 Uhr hielt dann der Wagen von Br. Küffer von Salem vor der Tür. Und nun ging es auf eine Fahrt durch das gelobte Land. In der Tat, ein gesegneter Landstrich; dieses Land der Palmen, in dem man überall Anpflanzungen von Kokosnußpalmen sieht, auch Seen und Teiche. Leider ist durch viel Regen viel Land unter Wasser. Das Problem der Abwässerung des Landes zu lösen, wird immer schwieriger. Die der Küste vorgelagerten Schlamm-bänke haben der Abwässerung, die durch Kanäle geschehen muß, immer neue Schwierigkeiten bereitet. In diesem fruchtbaren Küstenland wohnen nur 2 bis 3000 Menschen. Eine Verbindung mit der Stadt ist nur auf dem Seewege möglich. Eine schöne breite Fahrstraße führt von Totness nach Salem; an beiden Seiten stehen Kokosnußpalmen. Das Projekt einer Bahn von der Hauptstadt durch Coronie und Nickerie nach Demerara dürfte nach den Erfahrungen, die man mit der Bahn in Suriname gemacht hat, schwerlich bald zur Ausführung kommen. Totness und Salem sind Dörfer, deren Bauart sich von der der Para-Dörfer unterscheidet, auch die Menschen sind in

ihrem Körperbau von denen in der Stadt und in der Para verschieden. Man trifft hier große, starkgebaute Neger an, doch wurde mir versichert, daß die Bevölkerung infolge ihrer abgeschnittenen Lage in Gefahr stände, durch stetes Heiraten untereinander zu entarten.

So fuhren Br. Küffer und ich in dem kleinen zweirädrigen, von dem wider-spenstigen Maulesel gezogenen Gefährt nach Salem. Die Leute von Totness standen vor ihren kleinen niedrigen Häusern und grüßten den Missionar von Salem, wie den Fremdling an seiner Seite. Die Stadtleute grüßen den Missionar nicht mehr, er ist ihnen nicht mehr, was er ihnen war. Das Stadt-volk glaubt jetzt, sich durch achtungsvolles Grüßen etwas von seiner persönlichen Freiheit zu vergeben. In Coronie herrscht noch ein patriarchalisches Ver-hältnis zwischen Eingebornen und Mis-sionar. Br. Küffer und ich plauderten über die Flüchtigkeit der Zeit. Vor reichlich 12 Monaten saß Br. Küffer in Amsterdam hinter seinen hollän-dischen Sprachbüchern; jetzt ist er Missionar des Coronie-Distrikts, Gatte und Vater.

Nach $\frac{3}{4}$ Stunden war Salem er-reicht. Es ist gut, daß Menschenglück und Gottesfrieden nicht von Baulich-keiten abhängig sind, in denen der Mis-sionar für kurze Zeit seinen Wanderstab zur Seite stellt. Als wir vor der Pforte Salems hielten, trat Schw. Küffer mit ihrem Kind auf dem Arm uns entgegen und grüßte. Heut ist Br. Küffer wieder einer der Prediger in der großen Stadt-kirche der Hauptstadt, denn nur sechs

Monate währte sein Aufenthalt in Salem, sie hatten sich daher dort nur pilgermäßig eingerichtet. Nach einem Labetrunk, der uns gereicht wurde, ging die Fahrt nach Teasowes, wo uns Schw. Prellwitz willkommen hieß, und schließlich bis zu dem Punkt, wo das Wasser über die Straße hinwegströmte und ein weiteres Vordringen unmöglich machte.

In Salem hatte ich Zeit, das Mis-sionsgebäude zu besichtigen. Die Brü-dermission hat ihr eigenartiges Gepräge, ich meine ihre schlichte, oft an das as-ketische grenzende Einfachheit. Das Geld, das für die Mission gegeben wird, wird mit peinlicher Gewissenhaftigkeit ver-wertet, denn der Missionar ist treu bis ins kleinste. Nachmittag machten wir Prellwitzens auf ihrer Plantage einen Besuch. Br. Prellwitz hat große Koko-s-nußpflanzungen angelegt, und es steht zu hoffen, daß die beabsichtigte Palmöl-Industrie mit dazu beiträgt, diesen schönen Landstrich auch kulturell zu heben. Br. Prellwitz ist auch mit dem Bau von Abzugskanälen beschäftigt, so-wie mit Urbarmachung des Sumpflandes für weitere Anlage von Kokospflanzungen. Der Gottesdienst am Abend mußte des Regens wegen ausfallen, ich konnte aber tags darauf die Schule in Salem besuchen, die vier Klassen mit 120 bis 140 Kindern zählt und deren Unterricht im Kirch-gebäude stattfindet. Dann gings über Totness nach Hamilton; eine wunder-volle Wagenfahrt. Am Wege lag eine er-beutete Riesenschlange, deren es, beson-ders in der Regenzeit, viele gibt.

Am Nachmittag des 25. Juni trafen wir wieder in Paramaribo ein.

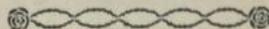


Das Bekenntnis des Christen — die Aufgabe der Mission.

Zum Gedächtnis an Johann Hus.

„Wer mich bekennt vor den Menschen, den will ich auch bekennen vor meinem himmlischen Vater.“ Diese Verheißung des Heilandes (Matth. 10, 32) gilt auch dem Märtyrer von Konstanz,

Da die Verbrennung von Büchern Wiclifs, des englischen Vorreformators, und die Verhängung des Banns über Hus (1410) nicht genügt hatte, ging man nun schärfer gegen die Anhänger



Wie sich die böhmischen Brüder Hus vorstellten.

Bildnis von Hus im Brüdergesangbuch von 1598.

Unter dem Bild stehen die zwei lateinischen Verszeilen:

„Salve Sancta cinis, Christi
Salve inclyte martyr
Husse, decus patriae,
luxque Bohemigenorum.“

(Sei begrüßt, heilige Asche, sei begrüßt, berühmter Märtyrer Christi, o Hus, Schmutz des Vaterlandes und Licht der in Böhmen Gebornen.)

Die Umschrift um das Bild ist die bekannte Prophezeiung des Hus vom Kommen der Reformation.

Sie lautet:

„Centum revolvtis annis deo
respondebitis et mihi.“

(Wenn hundert Jahre vergangen sein werden, werdet Ihr Gott antworten und mir.)



an dessen Verbrennung vor 500 Jahren wir am 6. Juli gedenken. — Sonnabend, den 6. Juli 1415, verurteilte das Konzil im Dom zu Konstanz diesen Prager Professor und Prediger als hartnäckigen Ketzer und übergab ihn der weltlichen Gerichtsbarkeit, die noch am gleichen Tage die Verbrennung vornahm, „während das Konzil seine Sitzung fortsetzte, als sei nichts gewesen.“

Wiclifs vor, dessen Freunde schon den Laien den Kelch im Abendmahl gewährten? Hus hatte das anstößige Leben und das Wallfahrten zu geißeln gewagt, hatte bei seinen Predigten in der Bethlehemskirche und unter freiem Himmel Scharen des Volks mit Gottes Wort bekannt gemacht und blieb bei dem, was sein Gewissen ihm sagte, — diesen mannhaften Ernst, dieses überzeu-

gungstreue Bekenntnis vertrug man nicht.

Wie die gesamte protestantische Welt des Hus gedenkt, so die aus der „Märtyrerkirche Böhmens“, der alten Brüderunität hervorgegangene neue Brüderkirche vor anderen. Die um ihres Glaubens willen nach Herrnhut auswandernden Böhmen trugen die Schätze des Gotteswortes, die Hus und die Väter der alten Brüderunität ans Licht gezogen hatten, treu im Herzen.

Noch heut, ja heut wieder, haben wir Brüdergemeinen in Böhmen und Mähren. (Siehe Jahrg. 1913, S. 188). Sie halten treu zu den Grundsätzen eines Hus. Gott schenke ihnen und weiten Kreisen des böhmischen Volkes einen Segen von den Feiern, die dem

Gedächtnis des Bekenntners von Konstanz gewidmet sein werden! Möchten „die Gewissen geweckt, die Seelen zu Gott gerufen und der Glaube gemehrt werden!“

Daß unsere böhmischen Brüdergemeinen auch an unserem Missionswerten Anteil nehmen, auch schon einen „böhmischen Missionar“ gestellt haben, teilten wir schon mit. (Siehe Jahrg. 1914, S. 28 und 58—61).

Möchten alle Missionare und Missionsfreunde von Hus lernen! Was anders ist denn die Aufgabe der Mission, als ein Bekenntnis des Christennamens? Sollte da nicht jeder Christ ein Missionar sein? Oder ist nicht jeder Christ ein Bekenntner? Dem Mohammedaner rühmt man es nach. Warum nicht auch dem Christen?

Neuere Nachrichten vom Missionsfelde.

Unser Labradorschiff „Harmony“ soll wieder seine gefährvolle Reise antreten. Gott hat es in den Londoner Docks behütet, ihm befehlen wir das Schiff auf der Fahrt!

Nach Mitteilungen politischer Blätter herrschte in Deutsch-Ostafrika noch immer Ruhe; ja in Tabora spürte man Kriegsnot noch nicht. Die Berliner Mission erhielt kürzlich gute Nachricht von ihren Angestellten. Gedenken wir unserer Boten auch ferner!

In Leh (Himalaya) fand eine frohe Hochzeit statt: Br. H. Burroughs und Schw. A. Moore (s. 1914, Januar) schlossen den Ehebund.

Vom Büchertisch.

Schulter an Schulter, Grüße ins Feld aus der Brüdergemeinde. Heft 3: Heimat (H. Bauer), Bismarck (W. Goerlich), Mutter. Heft 4: Schweigen Gottes (H. Bauer), Deutsche Art (S. Baudert), Fahne (W. Schmidt). à 16 S., 15 Pf.

Flugschriften der deutschen Evang.-Missionshilfe. Heft 3: F. Würz: Menschengedanken und Gottesgedanken über die Mission im Weltkrieg. Gütersloh, Bertelsmann. 16 S., 20 Pf.

W. Studemund: Der Weltkrieg und die deutsche evang. Mission. Für die evangelischen Gemeinden dargestellt. Bahn, Schwerin, 39 S., 30 Pf.

P. Dufft: Jesus der Mann, Geleitwort von Prof. Duntmann. Leipzig, Krüger, 39 S., 75 Pf.